

Dr. W. J. LINDS
KANTOO

Englands Sünden in Südafrika.

Geschichtliche Beleuchtung der Burenfrage.

Vortrag in der Gruppe Sebnitz des deutschen
Ostmarkenvereins
am 1. Dezember 1899,
sowie in der Versammlung der Burenfreunde zu Glashütte
am 16. Dezember 1899.

Nach guten Quellen bearbeitet
und
zum Besten des Bismarckvereins herausgegeben
von
Fr. Ohnesorge.

Das deutsche Volk ist seit einiger Zeit in lebhafter Aufregung über politische und kriegerische Vorgänge, deren Schauplatz weit über tausend Meilen von uns entfernt ist. Und das ist kein Wunder. Denn die Erde ist in den letzten hundert Jahren klein geworden in der Vorstellung der Menschen. Was wir Weltgeschichte nennen, das beschränkt sich nicht mehr auf unsern Erdteil, sondern die Fäden der Politik umspannen den ganzen Erdball. Das gilt nicht bloss für England oder Russland. Auch wir haben daran Teil. Und was in China selbst oder Samoa geschieht, das lässt uns nicht mehr kalt, wie einst die Wirren der Türkei, sondern es geht uns an als eigene Sache. Dafür sei Gott gedankt, und dafür seien die grossen Gründer des deutschen Reiches gepriesen.

Was jetzt in Südafrika geschieht, das bewegt unser Volk stürmischer, als Alles, was wir seit dem Beginn der deutschen Colonialpolitik erlebt haben. Und doch müssen wir uns sagen, dass Deutschland kaum im Stande sein wird, thätigen Anteil an den Ereignissen zu nehmen. Politik wird nicht mit dem Herzen gemacht, sondern mit dem Verstande. Auch das wärmste Wohlwollen für die tapferen Buren darf unser deutsches Reichsregiment nicht verleiten, der brutalen brittischen Selbstsucht den willkommenen Vorwand zu liefern, um unsern ganzen schwimmenden Reichtum auf allen Meeren mit einem Schlage zu vernichten, und so den gefürchtetsten Mitbewerber auf dem Weltmarkt für unabsehbare Zeit zu beseitigen. Alles was wir für die Buren thun können, ist, dass wir für die Gerechtigkeit ihrer Sache zeugen und die Heuchelei aufdecken, mit der ihre Widersacher die Wahrheit zu verschleiern suchen.

Die Engländer beherrschten sich, als wären sie die rechtmässigen Oberherren der Buren, und diese ihre im Aufstand begriffenen Unterthanen. Prüfen wir also an der Hand der Geschichte, was daran Wahres ist.

Das Kapland wurde im Jahre 1652 von den Holländern dadurch in Besitz genommen, dass sie an der Stelle der jetzigen Kapstadt durch Jan van Riebeeck ein Fort mit einigen Blockhäusern errichten liessen und eine holländische Besatzung hineinlegten. Die Niederlassung war eine Marinestation ihrer ostindischen Handelsgesellschaft, und hatte den Zweck, ihren Schiffen eine Stätte zu bieten, wo sie im Notfall Unterstützung finden konnten. Obwohl es dabei gar nicht auf Colonisation des Landes abgesehen war, so entstand doch, zunächst aus den holländischen Soldaten, unter denen auch andre Niederdeutsche waren, eine Ansiedlung von Ackerbauern, die dann auch durch Einwanderung aus dem Mutterlande einigen Zuzug erhielt. Zu diesen niederdeutschen Ansiedlern kamen 1687 und 1689 nach der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich ausgewanderte Hugenotten, die der jungen Colonie einen lebhafteren Aufschwung

brachten und den Weinbau im Kaplande verbreiteten. Ihre Spuren findet man noch jetzt in vielen französischen Familiennamen. Sonst sind sie längst verburt, nicht bloss durch die Wirkung der Zeit, sondern auch mit Hülfe von Zwangsmassregeln.

In Englands Besitz kam das Land durch die französische Revolution. Als die Franzosen 1795 Holland eroberten, und aus der alten Republik der Generalstaaten die Batavische Republik machten, da liess sich die englische Regierung von dem nach London geflohenen Statthalter, dem Prinzen von Oranien, die Genehmigung erteilen, das Kap der Guten Hoffnung für die Dauer des Krieges mit Frankreich militärisch zu besetzen. Im Juni 1795 erschien Admiral Elphinstone mit einer Flotte und Landungstruppen in der Tafelbai. Der holländische Gouverneur weigerte sich zwar zu weichen, weil er von der Ostindischen Compagnie, in deren Dienst er stand, keinen Auftrag zur Uebergabe hatte. Aber mit seinen geringen Streitkräften konnte er den Truppen des englischen Generals Craig nicht Widerstand leisten. Nach einem kleinen Gefecht am Meusberg musste er Stadt und Festung den Engländern übergeben, die das Land für den Prinzen von Oranien besetzten. Der Friede von Amiens (1802) gab zwar den Holländern die Colonie wieder. Als aber der Krieg von Neuem ausbrach, erschien bald eine neue englische Flotte mit Landungstruppen vor Kapstadt. Sir David Baird schlug die Holländischen Truppen, und am 19. Januar 1806 besetzten die Engländer die Colonie zum zweiten Male, um nun nicht wieder daraus zu weichen.

Die engherzige Krämerpolitik der Ostindischen Compagnie und der Generalstaaten hatte der holländischen Herrschaft keine Liebe im Lande erworben. Aber die englische Regierung machte sich bald bei den Colonisten verhasst, namentlich durch ihre stete Parteinahme für die Eingebornen gegen ihre weissen Herren. Das Verhalten der Regierung wirkte geradezu wie eine Aufhetzung der Eingebornen, und bedrohte das Gedeihen der Colonie mit schwerer Schädigung. Das rief schon im Jahre 1816 einen kleinen Aufstand hervor, der mit grausamer Strenge bestraft wurde. Fünf Teilnehmer wurden vor den Augen ihrer Angehörigen durch den Strang hingerichtet. Dabei brach der Galgenarm unter der Last der Opfer zusammen, sodass die Gehenkten zum Leben zurückkehrten. Aber die Henker errichteten alsbald einen neuen Galgen, und wenige Stunden nach der ersten Aufknüpfung wurden die Unglücklichen trotz der flehentlichen Bitten ihrer Angehörigen zum zweiten Male gehenkt. Davon heisst die Richtstätte im Volksmunde Slagters Neck, d. i. Hügel der Schlächtereie, und unveröhnlicher Hass gegen England erwuchs aus dieser Härte.

Im Kaplande kam die Aufregung der Buren nicht wieder zur Ruhe wegen der unverständigen Haltung Englands den Kaffern gegenüber. Schöne Redensarten von allgemeinen Menschenrechten, von unterdrückten schwarzen Brüdern, galten der Regierung mehr, als die Sicherheit der Grenzfarmer. Man bedachte nicht, dass Leben und Eigentum der Colonisten, ja das ganze Bestehen der Colonie, von der entschlossenen Unterdrückung der Kaffernaufstände abhing. Die südafrikanischen Eingeborenen betrachten nun einmal die allzumilde Behandlung ihrer Vergehen nicht als eine Gnade, sondern nur als Zeichen

der Schwäche. Sie sind wie recht ungezogene grosse Kinder, denen väterliche Strenge und gleichmütige Ueberlegenheit Not thut. Danach behandelt sie der Bur, und damit haben die Burenstaaten in ihren Gebieten den besten Erfolg. Was aber den Ansiedlern im Kaplande unter der englischen Herrschaft begegnen konnte, davon mag ein Beispiel angeführt werden.

Im December 1834 brachen 12,000 Kaffernkrieger plötzlich in das Gebiet der Colonie ein, metzelten Alles vor sich nieder, mordeten Weiber und Kinder, und führten reiche Beute von dannen. Wohl raffte der Gouverneur, Sir Benjamin Durban, seine verfügbaren Truppen zusammen, und bot ein Commando von Grenzfarmern auf, denen er Entschädigung für ihre Verluste durch den Kafferneinfall verhiess. Mit dieser bewaffneten Macht drang er rächend ins Kaffernland ein, und vollzog ein Strafgericht, das geeignet war, von ähnlichen Raubzügen abzuschrecken. Doch die Philanthropen Englands (die Partei von Exeterhall) erhoben über sein Verfahren ein grosses Gezeter, und Lord Glenelg, der Minister der Colonien, erklärte in einer Depesche, die Kaffern seien ganz im Recht, wenn sie sich für das ihnen abgenommene Land an den Colonisten schadlos hielten. Und die versprochene Entschädigung wurde von der Regierung verweigert.

In demselben Jahre 1834 hatte die Regierung angekündigt, dass die Sklaverei binnen vier Jahren aufgehoben werden sollte. Diese ganz unvorbereitete Massregel konnte nur verderblich wirken, weil keine Fürsorge getroffen wurde, um die Neger zur Freiheit zu erziehen. Die Buren waren ihren schwarzen Ackerknechten in ihrer gutmütigen gemächlichen Art stets milde Herren gewesen. Jetzt sollten sie ihrer Feldarbeiter plötzlich beraubt, und diese der Faulenzerei überliefert werden. Das steigerte ihre Unzutriedenheit. Und als dazu noch die Parteinahme des Lord Glenelg für die Mordkaffern kam, da wuchs die Aufregung aufs Höchste. Nebensache war es dabei, dass die Entschädigung, die ihnen für ihre Sklaven verheissen wurde, mit 3 Millionen Pfund viel zu niedrig angesetzt ward, und dass davon auch noch die grössere Hälfte auf dem Wege zum Kaplande verschwand.

Nach solchen Leistungen der brittischen Staatskunst gab ein grosser Teil der Buren alle Hoffnung auf, im Kaplande unter englischer Herrschaft überhaupt noch bestehen zu können. Im Jahre 1835 begann eine Auswanderung, die in der Burensprache das Trecken genannt wird. Binnen vier Jahren verliessen etwa 10,000 Landbesitzer das Kapland, um sich weiter im Norden eine neue Heimat zu suchen, nachdem sie ihre wohlangebauten Güter für Spottpreise verkauft hatten, oft für ein Paar Schafe oder ein Rind oder einige Ellen Leinwand. Die Führer dieser Auswanderung waren vorsichtig und fragten die englische Regierung, ob ihnen das Trecken erlaubt wäre. Sie erhielten vom Kapgouvernement die Antwort, jenseits des Oranjeflusses könnten sie thun und lassen, was sie wollten. So durften sie glauben, ihr Ziel erreicht zu haben, ausserhalb der brittischen Colonie ein freies unabhängiges Volk zu sein.

Für die treckenden Buren begann nun eine Zeit, die sie selbst wohl vergleichen mit dem vierzigjährigen Zuge der Kinder Israel durch die Wüste, die aber in der äussern Erscheinung der Wandernden und

in der Gestalt ihrer fahrenden Habe noch mehr erinnert an die Züge der Völkerwanderung. Denn gleich den Gothen Alarichs und Theodorichs sind die Buren kräftige hochgewachsene Gestalten von germanischer Art, und wie jene noch vorwiegend ein wanderndes Hirtenleben führten, so sind die Buren durch die Art ihres Landes und durch die Drangsale ihrer Geschichte dahin gebracht worden, ihren Hauptreichtum wieder in ihren Heerden zu sehen, und den Ackerbau nur nebenbei von ihren Knechten betreiben zu lassen. Durch die Treulosigkeit ihrer Dränger sind sie genötigt worden, ihre Wanderzüge immer von Neuem aufzunehmen. Unstät sind sie von Land zu Lande gezogen, haben Staat auf Staat gegründet, um immer wieder von den Britten, deren Herrschaft sie entgehen wollten, in ihrer Selbstständigkeit beeinträchtigt zu werden. Wenn die Buren ein Land gewonnen haben, dann kommen ihnen die Engländer nach, brechen das gegebene Versprechen, sie in diesem Besitz in Ruhe zu lassen, und fordern ihre Unterwerfung. So ist es vierzig Jahre und länger gegangen. Wird das jetzt anders werden? Wird es zum dauernden Stillstand kommen oder gar ein Rückschlag eintreten?

Englands Macht ist inzwischen auf der ganzen Erde ins Riesenhafte gewachsen. Wahrlich, man muss den Mut bewundern, mit dem dies Volk des Binnenlandes, abgeschnitten vom Meere und von der grossen Welt, durch seine Vereinsamung auch teilweise in seiner Cultur zurückgeblieben, jetzt den Kampf aufnimmt gegen das übermütige Volk, das alle Meere beherrscht, gegen das mächtigste Weltreich, das es noch gegeben hat.

Aber diese trutzigen Buren sind Nachkommen jener Geusen, an deren Gottvertrauen Spaniens Weltmacht einst zu Schanden wurde. Und sie haben auch den Britten im Kampfe schon empfindliche Niederlagen beigebracht, die sie zum Nachgeben zwangen. Wohl möglich, dass unsre Hoffnung für ihr Gelingen Nahrung erhält aus ihrer Geschichte. Betrachten wir also zunächst ihre Wanderzüge im Einzelnen.

Das innere Afrika ist zum grössten Teil Hochland, das an manchen Stellen von Gebirgen durchzogen, und meistens in der Nähe der Küsten von Randgebirgen umgeben ist. So ist es auch beim Kaplande, dessen niedriger Küstensaum durch die Swarten Berge von dem inneren Hochlande getrennt ist. Ueber diese Berge zogen nun seit 1835 die Auswanderer dem steppenartigen Hochlande zu. Dabei stiessen die Voortreckers zwischen dem Oranjefluss und Vaalffluss auf die Raubscharen der Matabele, mit denen sie ihre ersten Kämpfe zu bestehen hatten. Am Fusse des Vechtkopp schlugen sie, 26 Mann stark, ihre Wagenburg auf, und sicherten sie durch Riemen und Dornbäume. Da wurden sie von 6000 Matabele angegriffen. Weit und breit war die Ebene von schwarzen Kriegerern bedeckt, schauerlich klang der wilde Schlachtruf der Assegaischwinger. Aber in ihrer wohl verschanzten Wagenburg hielten sie tapfer Stand, und schlugen den furchtbaren Angriff dreimal zurück. Nur einen Mann verloren sie. Darum haben die Buren der Gegend wohl Grund, auch dieses Siegestages zu gedenken, wenn sie alljährlich am 16. Dezember den Dingaans-tag feiern. Dazu strömt das Volk aus der ganzen Gegend herbei, um sich das Herz zu erheben an dem Ruhm seiner Ahnen, der alten

tapferen Voortrecker, unter denen als zehnjähriger Knabe Paul Krüger war, der jetzige Präsident der Südafrikanischen Republik.

Aber die Sieger hatten einen schweren Verlust an ihrer Habe erlitten. Ihr ganzer Reichtum, ihr Vieh, war dem Feinde in die Hände gefallen. Diese Beute wollten sie ihm wieder abnehmen, und ihm die Lust zu ferneren Ueberfällen austreiben. Dazu machten sich 400 reisige Männer unter der Führung eines Gefangenen auf. Unbemerkt kamen sie auf Schleichwegen in die Nähe von Mosiga, der feindlichen Residenz, und überfielen den ahnungslosen Moselikatze, den Häuptling der Matabele. Der Attila des Südens wurde völlig geschlagen und sein Kraal verbrannt. Die Matabele wichen über den Limpopo zurück, und errichteten dort ein mächtiges Reich, das über fünfzig Jahre bestanden hat.

Die Buren liessen sich nun, fortwährend durch Nachtreckers verstärkt, am unteren Vaal nieder. Doch weil sie das Land für den Ackerbau nicht recht geeignet fanden, zog der grösste Teil von ihnen von Transvaal durch die Pässe der Drakensberge nach Südosten in das Tiefland Natal hinab, ein fruchtbares, aber damals fast völlig entvölkertes Land. Hier hatte der schreckliche Moselikatze gehaust, der ursprünglich ein Unterhäuptling Tschakas gewesen war, von dessen Herrschaft er sich mit den Matabele losgerissen hatte.

Tschaka war der Gründer eines gewaltigen Negerreiches, das an der Ostküste Südafrikas vom Kaplande bis zur Küste von Mosambik reichte. Er war der Schöpfer einer militärischen Verfassung, die den Zulus das Uebergewicht über die andern Negervölker gab. Durch seine unmenschliche Grausamkeit war er der Schrecken der Völker gewesen. Aber im Jahre 1828 hatte ihn sein Bruder Dingaan in seinem Kraal am Umzitiflusse überfallen und getötet, und sich selbst zum Könige der Zulus gemacht. Mit ihm bekamen es die Buren zu thun, als sie zu Anfang des Jahres 1838 von der Höhe der Drakensberge niederstiegen.

In grossen Wagen, die von 16 mächtigen Stieren gezogen wurden, kamen die Trecker von den Bergen herab. Frauen und Kinder sassen und lagen unter dem Gezelt der Wagen, die hochgewachsenen bärtigen Männer ritten nebenher, Schafe und Rinder wurden vorausgetrieben. Zur Nacht wurde Halt gemacht, die Wagen wurden zur Wagenburg zusammengeschoben, die Räder mit Stricken und Aesten verbunden. So suchte man Schutz gegen nächtliche Ueberfälle der Löwen und gegen Angriffe der Eingebornen.

Unter mehreren Führern, wie Pieter Retief, Gert Maritz, Pieter Uys und Andries Pretorius, rückten sie in das fast menschenleere Land ein. Am Tugelafusse trafen sie Dingaan mit seinen Zulus, und kauften von ihm für eine Heerde von 1000 Rindern ein ansehnliches Landgebiet für ihre Niederlassung. Am Sonntage, den 4. Februar 1838, brachte der greise Pieter Retief mit 70 jungen Buren die Rinderheerde zu Dingaans Königskraal am Buschmannsflusse, und schloss darauf mit ihm den Kaufvertrag ab. Als er sich aber nun zum Aufbruch anschickte, da wurde er auf Dingaans Geheiss plötzlich überfallen und sammt seinen Begleitern niedergemacht. Sofort liess Dingaan auch das nächste Burenlager überfallen, und auch hier

Männer, Frauen und Kinder niedermetzeln. So kamen an diesem „blutigen Sonntage“, dem die Mordstätte den Namen „Weenen“ verdankt, 370 Weisse und 250 Hottentotten, die in ihrem Dienste standen, ums Leben. Nur einige junge Männer, die auf der Jagd waren, entkamen, und brachten die Schreckenskunde den andern Burenlagern, die sich nun in ihren Wagenburgen so wacker verteidigten, dass nicht eine davon in die Hände der Mordgesellen fiel.

Von einem dieser Kämpfe giebt Dr. Alsberg in den Preussischen Jahrbüchern von 1879 eine kurze lebendige Schilderung nach dem Bericht einer Frau, die als 19jährige junge Witwe die Gefahr mit bestanden hat. Ihr Mann war soeben unter den Begleitern des alten Pieter Retief mit ermordet worden. Mit einfachen ergreifenden Worten schilderte sie ihm, wie sie mit ihren Freunden und einem 2 Monate alten Kinde in der Wagenburg verschanzt lag, und dort von Tausenden der Feinde angegriffen wurde, wie sie, den Säugling auf ihrem linken Arm, die freie rechte Hand brauchte, den Männern die Gewehre zu laden, während ringsum Kaffernlanzen sausten, Schüsse krachten, und die Luft von dem donnerähnlichen Schlachtengeheul der Zulus erschüttert wurde. Unter solchen Gefahren und Mühen zogen sich die Geretteten auf die Höhe der Drakensberge zurück. Eine andre Abtheilung entkam an die Küste, wo sie von einem zufällig dort ankernden Schiffe aufgenommen wurde.

Um die Mitte des Jahres 1838 waren die wandernden Buren in einer fast verzweifelten Lage. Ihre Reihen waren gelichtet, ihre Heerden theils von den Zulus geraubt, theils von einer Seuche dahingerafft; selbst an Lebensmitteln fehlte es ihnen. Von ihren Führern war Pieter Petief ermordet, Gert Maritz im Kampfe gefallen. Auch Pieter Uys fand den Tod bei einem Versuche, ins Basutoland einzudringen. Er geriet mit den Seinen in einen Hinterhalt. In einem Engpass von allen Seiten umzingelt, schlugen sie sich rückwärts durch. Aber der Führer fiel mit seinem zwölfjährigen Sohne, der an seiner Seite focht. Das Schicksal der Ausgewanderten erregte im Kaplande allgemeine Theilnahme, und veranlasste Sammlungen, um den wackeren Voortreckers Lebensmittel und Kleidungsstücke zuzuführen.

Doch der neue englische Gouverneur, Sir George Napier, forderte sie auf, in das Kapland zurückzukommen, und als sie das nicht thaten, verbot er aufs Strengste, Waffen und Munition oder Nahrungsmittel und andre Vorräte an der Küste von Natal zu landen. Sie aber liessen sich nicht beugen. Auch ihre Frauen erklärten, sie wollten nicht eher aus Natal weichen, als bis das Blut der Gemordeten gerächt wäre.

Durch Zuzüge aus dem Kaplande verstärkt, begannen sie den Kampf von Neuem. An ihre Spitze trat nun Andries Pretorius, der 500 Berittene um sich sammelte, und dem Karl Landmann noch andre Kampfgenossen zuführte. Vorsichtig schlugen sie auf ihrem Vormarsch jeden Abend ein befestigtes Lager auf, so auch am 16. Dezember 1838 am Umslatooflusse. Da wurden sie kurz vor Sonnenaufgang von Dingaans Kriegerern angegriffen, die sich im hohen Riedgrase herangeschlichen hatten, und nun mit lautem Kriegsgeheul anstürmten, etwa 12,000 gegen das kleine Häuflein. Drei Stunden lang währte der

Kampf, und die Buren hatten sich fast verschossen. Da sah Pretorius, wie Dingaan den Hauptangriff gegen eine bestimmte, etwas schwache Stelle des Lagers richtete. Nun liess er auf der entgegengesetzten Seite 200 Reiter ausbrechen, nach beiden Seiten herumschwenken und dem Feinde in die Flanken fallen. Im furchtbaren Handgemenge wurden 3000 Zulus erschlagen. Dingaan ergriff die Flucht, zündete selbst seinen Königskraal an, und machte erst am Umwolooflusse wieder Halt. Die Buren hatten nur wenige Leute verloren. Pretorius, der verwundet war, rückte bis zum brennenden Königskraal vor, und bestattete hier die Gebeine Retiefs und seiner Genossen. Auf dem Rückmarsch erbeutete er 5000 Rinder von den Heerden des flüchtigen Dingaan, die er dann an die von ihm beraubten Buren verteilte.

Die Buren errichteten nun in dem von Dingaan erworbenen und von Pretorius eroberten Lande Natal den Batavischen Freistaat, und gründeten als dessen Hauptstadt den neuen Ort Pieter-Maritzburg zu Ehren ihrer gefallenen Führer Pieter Retief und Gert Maritz. Als sie nun von dem besiegten Zulukönig mit neuen Kämpfen beunruhigt wurden, verbündete sich Pretorius mit Dingaans Bruder Umpanda, der sich mit 4000 Kaffern gegen ihn empörte. Dingaan wurde bei Emagongo von Pretorius geschlagen, und floh bis zur Delagoabai, wo er von den Amasuru getödet wurde. Am Umwoloos ernannte nun Pretorius am 14. Februar 1840 seinen Helfer Umpanda zum König der Zulukaffern, und dieser entschädigte die Weissen von Natal für ihre Verluste mit 40.000 Stück Vieh, und trat durch Vertrag mit Pretorius das Gebiet an der Luciabucht ab.

So hatten die Buren für ihren Batavischen Freistaat, der von der Luciabucht bis zum Umzinwubuflusse reichte, bessere Zeiten erstritten. Aber sie sollten dieses Besitzes nicht froh werden. Sobald er wertvoll zu werden verbiess, stellten sich die Engländer ein, um sie um die Früchte ihrer Siege zu bringen.

Wohl hatte schon vor den Buren ein Engländer, der Kapitän Gardiner, 1835 versucht, in der Nähe der Natalbai eine Niederlassung zu gründen. Aber die englische Regierung hatte sich geweigert, diese Gründung unter ihren Schutz zu nehmen. So konnte, zumal bei dem Ungeschick des Gründers wie seiner Ansiedler, aus dieser Colonie nichts werden. Ja, seine Stadt D'Urban wurde von den Zulukriegern wieder zerstört. Gardiner zog sich 1838 zurück, und die Colonie ging ein. Nur die Siege der Buren unter Pretorius Führung bewahrten die Reste der Engländer vor dem Untergang. Der englische Gouverneur, George Napier, hatte Alles gethan, um ihnen diese Siege schwer zu machen. Als nun trotzdem die Batavische Republik in Natal unter Pretorius Leitung aufblühte, da erklärte Napier die Buren als Aufständische, und die Errichtung der Republik als Aufruhr gegen den brittischen König.

Hierauf stellte sich Pretorius unter die Oberhoheit des Königs von Holland, und die Buren, die aus dem teuer erkauften Lande nicht weichen wollten, erhielten auch zweimal aus Holland Unterstützung. Napier aber hetzte nun die Zulus gegen sie auf, die er schon früher als rechtmässige Eigentümer des Landes erklärt hatte. Er liess ihnen europäische Waffen liefern, und unterstützte die rasch wachsende eng-

lische Einwanderung 1842 durch Kriegsschiffe und Truppen. Zwei Jahre vergingen nun unter Kämpfen und Verhandlungen. Obwohl in den Kämpfen anfangs siegreich, konnten sich doch die Buren auf die Dauer nicht behaupten. Und sie lernten in einem Kampfe bei Landslawana die englischen Söldner von einer schlimmen Seite kennen. Nachdem sie sich unterliegend schon ergeben hatten, wurden gegen die Wehrlosen blutige Grausamkeiten verübt. Gegen Englands Uebermacht war nichts auszurichten, von Englands Gerechtigkeit nichts zu erwarten. So mussten die Angesiedelten dessen Herrschaft anerkennen, und die Regierung vereinigte 1844 die neue Colonie mit dem Kaplande. Da wurde den Meisten auch hier der Aufenthalt unerträglich, und sie zogen wieder über die Drakensberge zurück.

Mit Recht urteilt über diese Vorgänge der schon genannte Dr. Alsberg: „Wenn man die Ereignisse in Natal betrachtet, so weiss man in der That nicht, was grösser war, die englische Vergewaltigung oder die englische Inconsequenz. — „Zieheth in Gottes Namen! Wir erheben keinen Anspruch mehr auf euch.“ — So hatte Stockenstrom, der Bevollmächtigte der englischen Regierung, den Buren zugerufen, als diese zuerst ihren Entschluss kundgaben, die Colonie zu verlassen. — „Halt, das geht nicht! Habt ihr vergessen, dass ihr unsre Unterthanen seid?“ — So lautete die Erklärung Napiers, als die Buren sich anschickten, in dem neu gewonnenen Gebiet einen unabhängigen Staat zu gründen. Der Bur hatte hier wie anderwärts sein Blut vergeblich vergossen, während der nachfolgende Britte den köstlichen Kampfpfeil in die Tasche steckte.“

Diesem Urtheil kann man füglich noch einen Ausdruck des Unwillens über die widerliche Heuchelei der englischen Rechtsgründe hinzufügen. Den Buren gegenüber bleiben die mordgierigen Zulus rechtmässige Eigentümer des Landes, obgleich sie es ihnen verkauft haben. England aber, das sich vor wenigen Jahren geweigert hat, das noch wertlos erscheinende Gebiet unter seinen Schutz zu nehmen, England ist wohl berechtigt, sich dies Zululand ohne Weiteres anzueignen und das Erbe der Buren anzutreten.

Und was soll man sagen von der Unmenschlichkeit, die den Unglücklichen in ihrer Not Hülfe zu bringen verbietet! Napier hatte sogar befohlen, ihnen die Waffen abzunehmen, und das war nur deshalb nicht ausgeführt worden, weil der damit beauftragte Offizier das Blutvergiessen scheute, mit dem die zur Verzweiflung Getriebenen sich ohne Frage zur Wehr gesetzt hätten.

Die aus Natal abziehenden Buren führte nun Pretorius in das Gebiet zwischen Vaal und Oranjesfluss, und hier gründete er 1844 den Oranjesfreistaat. Aber nach kurzer Zeit wurden die Trecker auch hier von der anmassenden Herrschsucht der Engländer verfolgt. Denn das englische Parlament hatte inzwischen den Grundsatz aufgestellt, dass ein britischer Unterthan auch dann britischer Unterthan bleibe, wenn er in uncivilisierte Länder auswandere. Solche Länder würden durch die Auswanderung von selbst zu britischen Besitzungen. Das sollte nun auch für das Land zwischen Vaal und Oranjesfluss gelten, das man doch 1835 den Auswanderern frei gegeben hatte. Nur wenige fügten sich, matt geworden, dem unerhörten Anspruch, nach dem es auf dem

ganzen Erdenrund kein Entrinnen mehr vor brittischer Willkür gegeben hätte. Die Meisten widersetzen sich unter Pretorius Führung, und lieferten 1848 dem englischen Oberst Sir Harry Smith das Gefecht bei Boomplaats. Hier standen 300 Buren einer dreifachen Uebermacht gegenüber, vor der sie trotz tapferm Kampfe doch weichen mussten. Die Engländer nahmen nun das Gebiet des Oranjefreistaats in Besitz, und setzten einen Preis auf Pretorius Kopf. Dieser aber zog mit den Seinen nordwärts über den Vaal, und errichtete hier 1848 mit den neuen Ansiedlern und ihren schon angesessenen Stammesgenossen die Südafrikanische Republik.

Hier schien den Ansiedlern endlich das Ziel ihrer Wanderungen gekommen. Denn nach kurzen Verhandlungen zwischen dem jüngst geächteten Pretorius und einem englischen Commissar wurde die Südafrikanische Republik durch die Sandriver-Convention als selbstständig anerkannt. Dabei stellte England nur die Bedingung, dass im Freistaat keine Sklaven gehalten werden sollten, und versprach dagegen, mit den Kaffern jenseits des Vaal keine Verträge abzuschliessen und keine Verbindungen einzugehn. Aber dies Versprechen haben die Engländer niemals gehalten. Sie warfen sich vielmehr immer wieder zu Beschützern der Kaffern in Transvaal auf, um die Buren durch sie zu schwächen. Dazu musste ihnen das Verbot der Sklaverei als Handhabe dienen. Denn die Buren brauchten Knechte zur Bewirtschaftung ihrer Aecker und zur Aufsicht über ihre Heerden. Darum waren sie genötigt, die in voller Freiheit stets beutelustigen Kaffern zur Arbeit zu zwingen. Doch haben sie die Schwarzen stets in milder Dienstbarkeit gehalten, und diese hat auf die Eingebornen einen guten Einfluss geübt, sodass die Knechte der Buren sich vorteilhaft unterscheiden von den freien Kaffern der brittischen Gebiete.

Alle Kenner sind darin einig, dass zwischen den Buren und ihren schwarzen Dienstleuten ein patriarchalisches Verhältnis im guten Sinne besteht, und dass den Knechten nichts Unbilliges zugemutet wird. Der Bur kommt von seinen grossen Versammlungen mit den Volksgenossen nie mit leerer Hand zurück, er bringt seinen Schwarzen kleine Geschenke mit, die sie erfreuen. Und diese zeigen in der Regel eine wirkliche Anhänglichkeit an ihn und seine Familie. Jedem Buren aber, und selbst dem unmündigen Burenkinde, wird von allen Schwarzen in den Burenstaaten mit einer Achtung begegnet, die für die Zustände das beste Zeugnis ablegt. Hässlich sticht dagegen das freche Benehmen der Kaffern in den brittischen Gebieten ab. Von Dienstwilligkeit ist da keine Rede, und England ist dadurch genötigt, in Natal zur Arbeit indische Kulis einzuführen, die durch Contracte auf 5 Jahre gebunden sind. Die Schablone des Contractes rechtfertigt hier eine Knechtschaft, die weit weniger freundliche Züge trägt, als die Dienstbarkeit der Burenknechte. In den freien Negergebieten aber hat die englische Kaffernpolitik vollends eine verderbliche Wirkung. Denn die für frei erklärten Schwarzen lässt man ganz nach ihren barbarischen Sitten und Rechten leben. So kann es geschehen, dass die freien Kaffern die gräulichste Vielweiberei und die härteste Frauenklaverei geradezu unter englischem Schutze üben.

Das Gebiet des Oranjefreistaates wurde unter der englischen Herrschaft British Orange-River-Sovereignty genannt. Die wohlwollenden Absichten, die bei solchen ungerechten Erwerbungen stets vorgeschützt werden, erhielten alsbald eine echt brittische Bestätigung durch das humane Verfahren des englischen Gouverneurs, der nach dem Kampfe bei Boomplaats einen verwundet in Gefangenschaft geratenen jungen Buren — als Aufrührer hängen liess. Aber die Engländer sollten des neuen Erwerbes nicht froh werden. Fortwährende Kämpfe mit den Eingeborenen nötigten sie, Truppen im Lande zu erhalten, die sie anderswo besser brauchen konnten. Denn sie hatten damals auch in ihren andern südafrikanischen Besitzungen grosse Mühe, die aufrührerischen Kaffern niederzuhalten. Im Mutterlande aber war man wenig zufrieden mit den grossen Kosten, die dem englischen Staatssäckel aus der neuen Erwerbung erwachsen, und fragte den Gouverneur um seine Meinung. Dieser nannte die Gegenden zwischen Oranjefluss und Vaal a country not worth having, ein Land, nicht wert, es zu haben. Darauf hin gab England den holländischen Ansiedlern im Jahre 1854 ihre Unabhängigkeit grossmütig wieder, und zog seine Truppen aus dem Lande zurück, das gerade damals sehr hart bedrängt war von den kriegerischen Basutos im Südosten des Gebiets.

Diese Basutos waren zuerst durch die Buren von ihren Drängern, den Matabele, erlöst worden, dann hatte England die zu ihren Herren berufenen Buren unterdrückt, und ihnen Raum gemacht für ihre kriegerische Entfaltung. Jetzt wurde der schwere Kampf gegen diese wilden Kaffern dem wiederhergestellten Oranjefreistaat überlassen. Dreizehn Jahre lang währte der Krieg. Als aber die Buren endlich 1867 nach heissen Kämpfen die Basutos bezwungen hatten, und nun deren Land in Besitz nehmen wollten, da fügte England das fruchtbare Gebiet seinem Besitz hinzu, und erklärte die Basutos für brittische Unterthanen. So eignete sich das grosse Weltreich abermals, wie in Natal, das Recht auf die Ernte zu, wo es erst auf das Säen verzichtet hatte. Freilich haben die Engländer mit dem Einbringen der Ernte noch wenig Glück gehabt. Bei ihrer ewig verfehlten Kaffernpolitik kann eben auch aus diesem gesegneten Lande nichts werden. Aber sie haben doch die Buren wenigstens bisher gehindert, aus dem fruchtbaren Lande einen blühenden Garten Gottes zu machen.

Ein Land, das den Besitz nicht wert ist, war den Engländern 1854 das dem Oranjefreistaat überlassene Gebiet. Und wirklich ist dies Land mit seinem Steppencharakter kein sehr einladendes Land, und namentlich kein Gebiet, in dem ein Engländer rasch reich werden kann. Das galt auch für den westlichen Teil, den die Buren von dem Griquahauptling Adam Kok käuflich erworben hatten.

Da wurden im Jahre 1867 die ersten Diamanten in diesem Westgriqualande gefunden. Das Töchterchen des holländischen Farmers Jakobs hatte am Ufer des Vaal einige glänzende Steinchen aufgelesen, von denen einer von einem reisenden Händler billig erstanden und von Dr. Artherstone in Grahamstown als Diamant vom reinsten Wasser erkannt wurde. Bald darauf erregte der „Stern von Südafrika“ Aufsehen, ein grosser Diamant von 83 Karat, den ein Kaffer schon früher am Oranjeflusse gefunden hatte, der aber erst jetzt in seinem Werte

erkannt, und von einer deutschen Firma für 230,000 Mark gekauft wurde. Später erwarb ihn ein englischer Lord für 500,000 Mark, um ihn seiner Braut zu schenken. Auf die Kunde von diesen Funden strömten seit 1870 die Abenteurer der ganzen Welt den Diamantenfeldern zu, Zeltstädte erhoben sich, in denen schon 1871 50,000 Diggers hausten, und gierig streckte die englische Regierung ihre Finger nach dem reichsten Diamantenlande der Erde aus. Jetzt wurde der Griqua-häuptling Waterboer für den rechtmässigen Eigentümer des Landes ausgegeben, und von ihm Westgriqualand für England erworben. Auf Grund dieses Rechtstitels wurde dann der Oranjefreistaat mit Gewalt aus seinem Besitz verdrängt. Später hat man ihm zur Entschädigung 90,000 Pfund Sterling bewilligt, und damit das begangene Unrecht mittelbar eingestanden. Aber zum Werte des Besitzes steht dieser Preis in keinem Verhältnis. Sind doch dort in den Jahren 1871 bis 1874 Diamanten gefunden worden, die mehr als 180 Millionen Mark wert waren.

Wohl mochten die Buren des Oranjefreistaats unwillig sein über den Raub des Basutolandes und der Diamantenfelder. Und nur natürlich wird man es finden, wenn sie jetzt ihren Krieg mit England damit beginnen, dass sie beide Gebiete ihrem Staate hinzufügen. Der Basutokrieg hatte sie sehr geschwächt und mit einer schweren Staatsschuld belastet. Doch diese Last hat den Staat nicht gehindert, unter der klugen und umsichtigen Leitung des Präsidenten Brand, der das Staatsruder 1864 in seine treue Hand nahm, zu wohlgeordneten Zuständen zu kommen. Binnen 12 Jahren war die ganze Staatsschuld getilgt. Auch der jetzige Präsident Stein zeigt sich seiner Aufgabe gewachsen, wie sein festes Zusammenhalten mit Paul Krüger und sein entschlossenes Zugreifen gegen England erkennen lässt.

Die Engländer behaupten immer, die Buren könnten sich nicht selbst regieren, darum müssten sie ihnen ihre Herrschaft aufdrängen. Wie unwahr das ist, das hat der Oranjefreistaat schon vor 30 Jahren und länger in ernster Friedensarbeit bewiesen. Heut zeigen es auch die Buren des Transvaal mit schlagenden Gründen, gegen deren Ueberzeugungskraft sich England hoffentlich vergebens sperren wird.

Dem Oranjefreistaat wurde wenigstens übrigens, d. h. abgesehen von der habsüchtigen Beschränkung seines Gebietes, die zugestandene Selbstständigkeit seit 1854 ungestört gelassen. Nicht so der Südafrikanischen Republik in Transvaal, die durch die Sandriver-Convention schon 1852 als selbstständig anerkannt worden war. Ihr erster Präsident, Andries Pretorius, der die Republik 1848 gegründet hatte, starb schon 1853. Sechs Jahre später wurde sein Sohn Martin Wessels Pretorius zum Präsidenten gewählt, der bei seinen Volksgenossen leider nicht das gleiche hohe Ansehen genoss, wie sein Vater. Vergebens versuchte er, die verschiedenen Gemeinwesen der Buren zu einem grossen Staatsverbande zusammen zu schliessen. Nur mit Mühe gelang es ihm, die kleinen Staatsgebilde im Norden von Transvaal, Zoutpansberg und Lydenburg, dauernd mit der Südafrikanischen Republik zu vereinigen, als deren Hauptstadt inzwischen zu Ehren seines Vaters Pretoria gegründet worden war. Doch die Vereinigung mit dem Oranjefreistaat, der ihn ebenfalls zum Präsidenten wählte, hatte keinen Be-

stand. In beiden Staaten regte sich, von England geschürt, der germanische Sondergeist der Buren; ja in Transvaal kam es sogar zu Parteikämpfen. So legte Pretorius 1864 die Regierung des Oranjefreistaats nieder, und 1872 auch die der Südafrikanischen Republik. Doch die Idee der Einheit, die ihn leitete, hat seitdem in allen Burenländern grosse Fortschritte gemacht. Wird sie jetzt auch im Kriege mit dem alten Feinde den Sieg behalten?

An Pretorius Stelle wurde in Transvaal 1872 Thomas Bürgers zum Präsidenten gewählt, ein wohlwollender gebildeter Mann, dem aber alles staatsmännische Geschick fehlte. Er war früher reformirter Prediger in der Kapstadt gewesen, hatte sich aber wegen seiner freieren Richtung mit der dortigen Synode entzweit, und war nach Transvaal übergesiedelt. Hier hatte er durch seine Rednergabe Einfluss gewonnen, der durch die fortgesetzten und wenig wählerischen Anfeindungen seiner Widersacher aus dem Kaplande nur noch wuchs. So kam es, dass er von der Kanzel auf den Präsidentenstuhl befördert wurde.

Bürgers war ein Phantast, der in dem Traume schwelgte, der Washington Südafrikas zu werden. Alles wollte er reformieren, Kirche, Schule, Staatsverwaltung, wirtschaftliches Leben. Dabei ging er nicht bedächtig und schrittweise vor, sondern mit einem Schlage wollte er das einfache Hirtenvolk des entlegenen Binnenlandes zum leitenden Culturvolke Südafrikas erheben. Kirchliche Reformen wurden angeordnet, die viele Altgläubige aus dem Lande trieben, sodass sie in der Wüste Kalahari oder in andern unwirthlichen Gegenden grossenteils zu Grunde gingen. Ein grossartiges Unterrichtssystem wurde entworfen, das weit über die Finanzkräfte des Landes hinausging. Die Ländereien der Republik wurden vermessen, ehe noch ihre Grenzen genau festgestellt waren. Einige hundert Sovereigns aus Transvaalgold mit dem Bildnis des Präsidenten wurden geprägt. Eine nationale Flagge und eine Nationalhymne wurden angenommen. Vor allen Dingen aber sollte eine Eisenbahn von Pretoria nach der Delagoabai das Land mit der Welt verbinden. Diese Bahn besteht jetzt, und sogar noch eine zweite nach Port Natal. Aber damals war der Plan verfrüht, und machte England aufmerksam auf Zukunftspläne, von denen Bürgers noch dazu nicht laut genug schwärmen zu können glaubte. Um das Maass seines Ungeschicks voll zu machen, trat er 1875 zu einer Zeit, wo der Staat seines Leiters am dringendsten bedurft hätte, eine Reise nach Europa an, um eine Bahnanleihe aufzunehmen. Diese kam in ungenügender Weise zu Stande, sodass die dafür angeschafften Baumittel (Schienen, Maschinen und Schwellen) in holländischen Häfen liegen blieben und halb verdarben, bis England sie billig übernahm. Der Haupterfolg der Reise war eine Schuldenlast, die den Staatskredit untergrub.

Nach seiner Rückkehr hatte Bürgers 1876 einen Kaffernkrieg gegen den abgefallenen kühnen Häuptling Sikukuni zu führen. Statt dabei in der bewährten vorsichtigen Art der Buren zu handeln, wollte er mit einem Commando von 2500 Weissen und einer Unterstützung der Swazis Sikukunis verschanztes Lager stürmen, und wurde natürlich blutig abgewiesen. Da verweigerte ihm sein Heer den Gehorsam, und Bürgers musste sehen, dass er mit seinen hochfliegenden Plänen der

Don Quixote des Südens geworden war, und den Staat in fünf Jahren an den Rand des Untergangs gebracht hatte.

Diese Lage bot England die erwünschte Gelegenheit zur Einmischung, um die Selbstständigkeit des Landes zu unterdrücken. Unter dem Vorwande, dass durch den Kaffernkrieg Natal mit bedroht wäre, die Bewohner von Transvaal aber des Schutzes bedürften, schickte die Regierung als Bevollmächtigten Sir Theophilus Shepstone mit 25 Mann berittener Polizei nach Pretoria, mit dem Auftrage, Transvaal englisch zu machen, wenn die Regierung oder die Einwohner oder auch nur die Mehrzahl der Einwohner englisch zu werden wünschten. Den Sinn dieses Auftrages hatte Shepstone nur zu gut begriffen. Indem er den Bewohnern bald von einem Bündnis aller südafrikanischen Staaten redete, bald den Bau der Delagoabahn durch England verhiess, bald wieder Bestechung anwandte oder mit Ketschewayo drohte, dem Sohne Umpandas, gelang es ihm, etwa 2000 Unterschriften für seine Begrüssung zu sammeln. Stimmfähige Bürger hatte das Land 8000, und in den Begrüssungsschriften stand meistens von der Einverleibung kein Wort zu lesen. Mit dieser waren nur die englischen Städtebewohner, die Schmarotzer der Buren, zweifellos einverstanden. Auf Grund dieser 2000 Stimmen liess Shepstone am 12. April 1877 in Pretoria die englische Flagge hissen, während englische Truppen ins Land einrückten. Wohl widersetzte sich Präsident Bürgers diesem Gewaltschritt mit einem Protest; später aber nahm er in Kapstadt eine englische Pension an.

Als das brittische Ministerium über den Vorfall Bericht erhielt, den es doch mit seinem Auftrage verschuldet hatte, stellte es sich überrascht und erschrocken. Aber die geschehene Besitzergreifung liess es durch das Parlament genehmigen. England hatte wieder einmal in aller Stille im Trüben gefischt. Denn damals war Europas Aufmerksamkeit auf Russlands Türkenkrieg gerichtet. Zudem hatten sich die europäischen Mächte und Völker bisher noch gar nicht um das ferne Südafrika gekümmert. Von jetzt an sollte das anders werden, je länger desto mehr, und zwar gerade in Folge der an Transvaal verübten Gewaltthat.

Die Besitzergreifung war gewissermassen hinter dem Rücken des Volkes geschehen. Die auf ihren Farmen weit zerstreut wohnenden Buren hatten zum grossen Teil keine Ahnung von dem gehabt, was im Werke gewesen war. Als sie über das Geschehene zur Besinnung kamen, da flammte der alte Hass gegen die englische Herrschaft hoch auf. Zunächst misslang Shepstones Versuch, den Volksrat zu einer gütlichen Vereinbarung zu bewegen. Er weigerte sich, darüber zu verhandeln, und widerlegte damit die Behauptung, dass die Buren in die englische Herrschaft willigten. Die Leiter des Widerstandes waren Pretorius, Joubert und Krüger. Sie schürten in geheimen und öffentlichen Versammlungen den Hass gegen die Fremdherrschaft und trafen Vorbereitungen zu einer bewaffneten Erhebung. Proteste gegen die Besitzergreifung wurden im August 1877 und im Juli 1878 an die Regierung nach England geschickt. Auch in Natal und im Oranjerestaat äusserte sich laute Missstimmung über die ungerechte Unterdrückung Transvaals. Nicht einmal die Versprechungen Shepstones,

dem Lande seine Rechtsverfassung zu lassen, waren gehalten worden, sondern man hatte ihm seine wandernden Schwurgerichte und seine eigne Gesetzgebung genommen. Als nun im Zulukriege 1879 die Dinge für England Anfangs schief gingen, und die Buren laut erklärten, sie seien um ihre Unabhängigkeit betrogen, da kam der englische Reichscommissar Sir Bartle Frere im April 1879 nach Pretoria zu einer bewaffneten Versammlung der Buren, um sie zu beschwichtigen. Er that, als wäre er von der Gerechtigkeit ihrer Forderungen überzeugt. Und als sie nun beschlossen, eine Petition um die Rückgabe ihrer Unabhängigkeit an die Königin zu senden, da begleitete er ihre Bittschrift mit einer Depesche, worin er ihre Vorstellungen der ersten Beachtung der Regierung empfahl. So durften sie hoffen, im Frieden zu ihrem Rechte zu kommen. Aber 5 Monate später, als Ketschewayo besiegt war, erhielten sie durch General Wolseley den Bescheid, die Einverleibung Transvaals in das brittische Reich sei unwiderrufflich. Und bei einem Gastmahl in Pretoria wurde ihnen gesagt, sie seien der Selbstregierung nicht würdig.

Der Unwille über diese grobe Beleidigung und über die Täuschung ihrer durch Sir Bartle Frere erweckten Hoffnung konnte sie im Beschluss zum Widerstande nur bestärken. In dieser Stimmung mag es gewesen sein, dass sie auf einer Versammlung zu Wonderfontein, die in meiner Quelle nicht mit genauem Datum, sondern nur mit der Jahreszahl 1879 angegeben wird, folgenden feierlichen Bundeseid einstimmig beschwuren:

„In der Gegenwart des allmächtigen Gottes, des Ergründers der
„Herzen, dessen gnädigen Beistand wir erleben, haben wir Bürger der
„Südafrikanischen Republik feierlich beschlossen, für uns und unsre
„Kinder zu einem heiligen Bunde uns zu einen, den wir mit einem
„feierlichen Eide bekräftigen. Es sind jetzt vierzig Jahre her, dass
„unsre Väter die Kapcolonie verliessen, um ein freies und unabhängi-
„ges Volk zu werden. Wir haben Natal gegründet, den Oranjefrei-
„staat und die Südafrikanische Republik, und dreimal hat die eng-
„lische Regierung unsre Freiheit unter die Füße getreten. Unsre
„Flagge, getauft mit dem Blute und den Thränen unsrer Väter, ist
„niedergerissen worden. Diese vierzig Jahre waren vierzig Jahre der
„Sorge und des Leidens. Wie durch einen Dieb in der Nacht ist
„unsre freie Republik uns gestohlen worden. Wir können und wollen
„das nicht dulden. Es ist der Wille Gottes, dass die Einigkeit unsrer
„Väter und die Liebe zu unsern Kindern uns verpflichte, unsern
„Kindern unbefleckt das Erbe unsrer Väter zu überliefern. Aus diesem
„Grunde vereinigen wir uns hier, und geben einander die Hände als
„Männer und Brüder, feierlich versprechend, unserm Lande und Volke
„treu zu bleiben, und auf Gott blickend bis in den Tod zusammenzu-
„wirken für die Wiederherstellung unsrer Republik. So wahr uns
„der allmächtige Gott helfe“.

Solche Worte mussten Thaten zeugen. Unbeugsamer Wille und felsenfestes Gottvertrauen spricht aus ihnen.

Die widerrechtlich eingesetzte Gewaltregierung wurde von den Buren als nicht vorhanden betrachtet. Für sie bestand der alte Volksrat fortwährend zu Recht, und sie fuhren fort, sich durch ihn zu

regieren. Nach altem Brauch hielten sie vierteljährlich grosse Versammlungen ab zum gemeinschaftlichen Genuss des heiligen Abendmahls und zur Erledigung der politischen Geschäfte. Eine solche Versammlung wurde am 10. December 1879 unter den Augen des brittischen Heeres von 6000 bewaffneten Männern gehalten. Hier wurde der frühere Vicepräsident Paul Krüger zum Präsidenten gewählt, und eine Unabhängigkeitserklärung beschlossen, die man durch Pretorius und den Sekretär des Volksrats an den brittischen General schickte. Dieser liess beide verhaften, gab aber den Sekretär bald, Pretorius dagegen erst viel später wieder frei. Durch einen zweiten Beschluss erklärte sich die Versammlung bereit, über das Verhältnis zu England zu verhandeln. Zum 12. April 1880 wurde der Volksrat nach Potschefstroom berufen, weil dies weiter von Natal entfernt und weniger von Engländern bewohnt war, als Pretoria. Während nun das Nationalcomitee weiter mit der englischen Regierung verhandelte, wurde zugleich im Stillen an der Vorbereitung des Aufstandes gearbeitet.

Eine Steuerexecution in Potschefstroom brachte am 11. November 1880 die Unzufriedenheit zum gewaltsamen Ausbruch. Zweien Bürgern der Stadt wurde wegen Steuerverweigerung ein grosser Holzvorrat mit Beschlagnahme belegt und verkauft. Als der Käufer das Holz wegholen wollte, widersetzten sich 300 junge Buren der Abfuhr. Der Gouverneur nahm sich natürlich des Käufers an, und verhandelte mit den Widersetzlichen auf einem Meeting zu Paardekraal, das rasch zu einer grossen Versammlung anwuchs. Der Streit führte dazu, dass eine Burenversammlung zu Heidelberg am 15. December 1880 die Unabhängigkeit erklärte, und ein Triumvirat wählte, das aus Paul Krüger, Martin Wessels Pretorius und Peter Jakob Joubert bestand. Schon am folgenden Tage wurden zu Potschefstroom die ersten Schüsse gewechselt.

Vergleicht man die damalige Lage der Buren mit der heutigen, so muss man erkennen, dass sie sehr viel ungünstiger war. Denn ihre Rüstung zum Kriege war viel mangelhafter, und englische Besatzungen standen im Lande. Dennoch haben sie überall gesiegt, wo sie mit dem Feinde zusammentrafen. Zuerst vernichteten sie seine im Lande zerstreuten Abteilungen oder schlossen sie in Städte ein. Dann schlugen sie an der Grenze in den Pässen der Drakensberge die herbeieilenden Verstärkungstruppen der Generale Colley und Wood. In sechs Schlachten wurden die Engländer geschlagen, bei Brenkhorstspruit, bei Potschefstroom, in der Nähe von Pretoria, bei Langs Neck, bei Schuinshoogste und am Majubaberge. General Colley erlitt seine erste Niederlage am 28. Januar 1881 bei Langs Neck, wo er vollständig eingeschlossen wurde. Am 8. Februar wiesen dann die Buren einen Ausfall blutig zurück. Am glänzendsten aber zeigte sich ihre Ueberlegenheit an der Grenze Natals, Transvaals und des Oranje-staates am 26. Februar in dem Kampfe um den Majubaberg, nachdem General Wood mit neuen Verstärkungen herangekommen war.

Hier hatten die Engländer über Nacht eine beherrschende Stellung auf dem hohen und abschüssigen Majubaberge eingenommen. Als die Buren das am anderen Morgen sahen, sprach sich General Joubert für den Rückzug aus. Da trat Vechtgeneral Smit auf: „Frei-

willige vor! Wir wollen versuchen, den Berg zu stürmen“. Und siehe, an 150 Streiter traten vor, und begannen das Wagnis, gegen 600 Engländer auf der Höhe den ausserordentlich steilen Berg hinaanzuklettern. Jede Klippe, jeder Felsenvorsprung wurde ausgespäht und zur Deckung benutzt, jeder Engländer weggeputzt, der auch nur einen Augenblick seinen Kopf zeigte. Mit tödtlicher Sicherheit wurden sie durch den Kopf geschossen, so auch der General Colley selber. Der Feind wurde vertrieben, der Berg gestürmt. Laut jubelte die Holländische Bevölkerung in ganz Südafrika.

Schon waren Hunderte von Freistaatsburen ihren Brüdern in Transvaal zu Hülfe geeilt, schon bereiteten sich auch die Kapburen zum Anschluss an die Kämpfenden vor. Ueberall loderte der Hass gegen die Engländer auf. Man hoffte, sie ganz aus Südafrika zu verdrängen. Da sandte Gladstone den berühmten Drahtbefehl: „Wir haben den Buren Unrecht gethan. Macht Frieden!“ Wohl hatte er schon im Herbst 1879 als Führer der Opposition die herrschenden Tories mit Angriffen wegen der rechtslosen Unterdrückung Transvaals bekämpft. Als ihn aber die neuen Wahlen ans Staatsruder gebracht hatten, da beeilte er sich wenig, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Er war doch schliesslich auch ein Engländer, und als solcher scheute er sich, Verkleinerer des Reiches zu werden. Laings Neck und Majubahill mussten ihm erst das Gewissen schärfen, ehe er sich dessen (wieder erinnerte, was er in seinen Wahlreden von der Gerechtigkeit der Burensache gesagt hatte. Doch als er nun sah, dass die Gefahr eines allgemeinen Burenaufstandes in Natal und im Kaplande drohte, da war er klug genug, einzulenken, und es nicht dahin kommen zu lassen, dass Englands Machtstellung am Kap aufs Spiel gesetzt wurde.

Auch jetzt war das noch wenig genug, was die englische Regierung den Buren in Transvaal gewährte. Selbstregierung sollten sie haben, aber unter der Oberhoheit der Königin. Darum durfte auch ihr Staat nicht mehr Südafrikanische Republik heissen, sondern er musste sich Transvaalstaat nennen. Die englische Krone wahrte sich das Recht, einen brittischen Residenten für Transvaal zu ernennen, ferner das Recht der Truppendurchmärsche im Kriegsfall, und die Aufsicht über die auswärtige Politik des Staates, dessen diplomatischer Verkehr nur durch englische Beamte geführt werden sollte.

So ungenügend diese Zugeständnisse auch für die Dauer waren, so nahm Krüger dennoch die Vorschläge an. Und er hat wohl daran gethan. Denn dem Heere der Buren war der Kriegsbedarf sehr knapp geworden, und in Natal standen 8000 Mann englischer Truppen zum Einmarsch bereit. Gerade durch sein Masshalten bewies er seinen Beruf zum Staatsmann.

So wurden denn im Vertrage zu Pretoria am 6. August 1881 die englischen Bedingungen von Krüger, Pretorius und Jonbert angenommen und darauf dem Volksrat vorgelegt. Der sträubte sich lange gegen ihre Annahme. Nur eine kleine Partei war damit zufrieden. Eine starke Kriegspartei wollte den Vertrag ganz verwerfen. Die Mehrheit wünschte Milderung der härtesten Bedingungen, liess sich aber von den Leitern bewegen, mit ihrer Erstrebung zu warten, bis

die englischen Truppen heimgekehrt wären. Diese Meinung drang durch. So beschloss der Volksrat am 24. October 1881 einstimmig, den Vertrag anzunehmen in der Hoffnung, dass die englische Regierung später in die Abänderung solcher Bestimmungen willigen würde, die sich als unausführbar erweisen sollten.

Diese Hoffnung hat sich denn auch in der Folge wohl bewährt. Gladstone war kein kriegerischer Minister, und besann sich nach dem Abzuge der Truppen zweimal, es wieder zum Bruche kommen zu lassen. Als daher die Buren im Herbst 1883 drei Abgesandte nach London schickten, um Abänderungen des Vertrages zu erlangen, da fanden sie bei dem Earl of Derby gute Aufnahme, und sie erreichten am 27. Februar 1884 den Londoner Traktat, der ihnen wieder den Namen Südafrikanische Republik zugestand, von der Suzeränität nicht mehr sprach, und von den englischen Hoheitsrechten nur noch das eine aufrecht erhielt, dass Verträge mit fremden Mächten (ausser dem Oranjefreistaat) der englischen Regierung mitzuteilen waren, damit sie gegen solche, die ihr nachtheilig schienen, Einspruch erheben könnte. Die Gesandtschaft bestand aus Krüger, dem General Smit und dem Unterrichtsminister Superintendenten Dutoit und begab sich auch nach Holland und Berlin. In Holland fiel es auf, das Smit und Dutoit das gebildete Holländisch unserer Zeit sprachen, Krüger aber eine alte Mundart, die dem Holländischen von vor 250 Jahren ähnlich ist. Er wurde in Berlin vom Kaiser Wilhelm und von seinem Kanzler ehrenvoll empfangen. Dabei verständigte sich Bismarck mit ihm in seiner märkischen plattdeutschen Mundart.

Der Londoner Traktat wurde nicht nur von den Buren, sondern lange Zeit auch in England so aufgefasst, dass er die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik anerkannte. Die einzige Beschränkung, die er in dieser Richtung enthielt, beweist weniger, als der zugestandene Name, da solche Beschränkungen auch sonst zu Gunsten eines mächtigen Nachbarn wohl vorkommen können.

Volle Befriedigung hat er den Buren allerdings nicht gebracht, da er der Ausdehnung ihres Gebiets nach Osten und Westen Grenzen setzte, die sie dort vom Meere trennten, hier von dem deutschen Gebiete in Südwestafrika, das gleich darauf vom deutschen Reiche in Besitz genommen wurde. Wohl waren die trennenden Gebiete, namentlich Betschuanaland im Westen, als unabhängige Besitzungen der Eingeborenen anerkannt. Und wohl versuchten die Buren, durch Verträge und Kauf Teile dieser Gebiete zu erwerben, in denen sie durch neue Trecks neue kleine Staatsgebilde errichteten, so die Neue Republik im Osten und das Land Gosen und Stellaland im Westen. Aber vor dem Widerspruch und den Drohungen des mächtigen Protektors of the poor natives mussten sie weichen. Sie konnten es auch nicht hindern, dass später dieser uneigennützig Beschützer der armen Eingeborenen deren Gebiete selbst in Besitz nahm und die Burenstaaten rings umklammerte.

Diese Umklammerung ist ein Ausfluss der Imperialistischen Politik D'Israelis, des Lords Beaconsfield, der schon vorher die Königin von England zur Kaiserin von Indien hatte erklären lassen, und dessen Partei nach dem in England herrschenden parlamentarischen Schaukel-

system bald wieder an Gladstones Stelle getreten war. Ueberall auf dem Erdenrund griff England zu, um ein greater Britain herzustellen. Weit über das gegenwärtige Colonisationsbedürfnis hinaus wurden Länder von riesigem Umfange in Besitz genommen, nur um andern Staaten zuvorzukommen. Man wollte dem eignen Volke Ellenbogenraum für die Zukunft schaffen. Auch Gladstone durfte diese Bahn nicht mehr verlassen, als er vorübergehend wieder an das Staatsruder kam.

In Afrika wurde der Mann, der jetzt in Kimberley mit eingeschlossen ist, Hauptwerkzeug und Triebfeder dieser Politik, Cecil Rhodes, der Sohn eines englischen Geistlichen. Mit 17 Jahren nach Südafrika gekommen, arbeitete er zuerst an der Post, dann in den Diamantengruben. Hier kam er zu Mitteln für grössere Unternehmungen, zu denen er sich aber erst besser vorbereitete, indem er wiederholt in die Heimath zurückkehrte, um seine Bildung zu vollenden. Im Jahre 1881 drohte den vielen Diamantengesellschaften durch ihre Concurrenz der Concurs. Da vereinigte sie Rhodes zu der mächtigen De Beers-Compagnie, die seitdem die ganze Diamantengewinnung beherrscht und die Preise bestimmt. Der umsichtige und glückliche Spieler wurde nun in die Volksvertretung des Kaplandes gewählt, stieg später sogar zum Premierminister des Kaplandes auf, und es gelang ihm, die Buren der Colonie durch den Plan eines Afrikanderbundes zu gewinnen und mit der englischen Herrschaft zu versöhnen.

Sein Werk war auch die Umklammerung der beiden Freistaaten in Südafrika. Er veranlasste die Ausdehnung der englischen Schutzherrschaft über Betschuanaland und Kalahari, und gründete die grosse Chartered Company zum Erwerb neuer Gebiete, von denen ein seinen Namen erhielt, Rhodesia. Bald erstreckte sich der Einfluss dieser Gesellschaft bis über den Zambesi, und Rhodes fasste den Plan zu einer Telegraphenlinie, ja zu einer Eisenbahn vom Kap bis Kairo. Man nannte ihn den ungekrönten König von Südafrika, und wie eines Herrschers Rede klang es, als er im Februar 1894 in der Kapstadt rief: „Ehe man weiss, woran man ist, werde ich in Uganda sein. Glauben Sie nicht, dass ich nicht alle die Mauern sehe, die sich dazwischen auftürmen; aber bis jetzt habe ich es immer verstanden, alle Hindernisse zu überspringen“. Er fühlte sich als Herr der Lage auch der Regierung gegenüber. Allgemein aber rechnete man darauf, dass die Burenstaaten mit der Zeit der englischen Umschliessung erliegen müssten.

Auch ohne die räumliche Umschliessung wäre Transvaal vielleicht von den finanziellen Fesseln erdrückt worden, mit denen es durch den Präsidenten Bürgers und durch die vierjährige englische Missregierung belastet worden war. Im Londoner Traktat waren die Kosten der englischen Herrschaft nur wenig ermässigt. Doch im Jahre 1887 wurden am Witwaterstrand Goldlager gefunden, deren Ertrag die rasche Tilgung der drückenden Staatsschuld möglich machte.

Von Natur ist Transvaal ein reiches Land durch seine Fruchtbarkeit, sein herrliches Klima und seine metallischen Bodenschätze. Diese hatte die Regierung schon vor Jahrzehnten für Staatseigentum

erklärt, und das Goldgraben verboten. Ja man hatte früher absichtlich das Vorhandensein von Goldlagern geheim zu halten gesucht, um den Strom der heimatlosen Abenteurer fern zu halten. Jetzt, wo sich der Goldreichtum des Randes nicht mehr verheimlichen liess, wurde dennoch die Goldgewinnung nicht in Staatsbetrieb genommen, sondern man teilte die Goldfelder in Parzellen, die gegen eine monatliche Steuer an Private ausgegeben wurden. Das zog sehr viele Ausländer ins Land, namentlich Juden aus England, Frankreich, Deutschland, Russland, Polen, Galicien, Amerika. Die Reichtümer, die sie in den Goldminen gewannen, zauberten in wenigen Jahren im Mittelpunkt des Goldgebiets die Grossstadt Johannesburg hervor, deren Bewohner aber als Ausländer nicht das Staatsbürgerrecht hatten. Es war ihnen zwar einmal angeboten worden; aber eines Kaffernkrieges wegen hatten sie es abgelehnt.

Diese Uitlanders verlangten nun, als die wahre Intelligenz des Landes, allerlei Reformen zu ihrem Vorteil, und weil die Regierung damit nicht eilte, forderten sie das erst verschmähte Staatsbürgerrecht, als die Kriegsgefahr vorüber war. Damit wollten sie dann die Staatsgewalt erobern und die Goldminen in ihren freien Besitz bringen. Denn dass die Metallschätze des Bodens Staatseigentum waren, das war ihnen ein Dorn im Auge. Hatten sie doch erst mit ihrer Intelligenz, d. h. mit dem gefundenen Golde, das zurückgebliebene Land zu einer Blüte der Cultur erhoben, die sich an Glanz mit Paris und London messen konnte. Ihren Ansprüchen gegenüber wiesen die Buren mit Recht darauf hin, dass nur wenige von den Ausländern mit Reichtümern aus den Diamantenfeldern ins Land gekommen waren, die grosse Masse aber sich erst in ihrem Lande bereichert hatte. So mussten sie sich ferner mit dem blossen Gastrecht begnügen. War es doch auch ein ungebührlicher Anspruch, das Bürgerrecht zu verlangen, ohne die alte Staatsangehörigkeit aufzugeben.

Da benutzte der Kapminister Cecil Rhodes die Unzufriedenheit der Johannesburger Ausländer zu einem verwegenen Versuch, der seinen Plan eines grossen brittischen Reiches in Südafrika zur schnellen Verwirklichung führen sollte. Während in Johannesburg durch eine Verschwörerbande die Vorbereitungen zu einem Aufstande getroffen wurden, rüstete ein Werkzeug von Rhodes, Dr. Jameson, auf brittischem Gebiet ein Corps aus zum Einfall in Transvaal. Dr. Jameson sollte sich mit den Johannesburgern vereinigen, die Regierung stürzen, die Staatsgewalt erobern, und Transvaal unter brittische Herrschaft beugen. Der Oranjefreistaat musste dann später folgen.

Aber die Rechnung war ohne Ohm Paul gemacht und ohne General Cronje. Rasch und entschlossen griff Krüger ein. Im Umsehen waren 3000 Buren auf ihren schnellen Rossen da, und bei Krügersdorp musste Jameson, von Cronje geschickt umstellt, die Waffen strecken, nachdem er 130 Mann durch die Kugeln der Buren verloren hatte. Die Sache ging sehr rasch. Am 29. December 1895 hatte Jameson die Grenze überschritten, und schon am 1. Januar 1896 konnte Kaiser Wilhelm sein berühmtes Glückwunschtelegramm an Krüger senden, das in Deutschland einen jubelnden Beifallssturm entfesselte, in England einen lauten Wuttschrei hervorrief.

Diese neueren Vorgänge sind so bekannt, dass ich mich hier kurz fassen kann. Jedermann weiss, wie der Freibeuter Jameson nicht gehängt, sondern an die englischen Gerichte ausgeliefert wurde, die ihn lieber für patriotisches Handeln belohnt hätten, wie Präsident Krüger den Beweis lieferte, dass Rhodes und Beit die Kosten des Einfalls bestritten hatten, wie Transvaal nur eine sehr geringe Entschädigungssumme für den Raubzug forderte, die aber von den Anstiftern noch jetzt nicht bezahlt ist.

Eben so bekannt sind die neuesten Vorgänge von diesem Jahre, wo das grosse Culturreich England die Rolle des Banditen Jameson ganz offen selbst übernommen hat, indem es für die Uitländer, die England grossenteils nichts angehn, und in ihren bessern Elementen nichts von ihm wissen wollen, das Bürgerrecht forderte, und jedes Zugeständnis der Buren mit neuen gesteigerten Forderungen beantwortete. Jetzt spricht das Schwert das entscheidende Wort. Die Buren haben sich nicht, wie ihr Gegner hoffte, aus Scheu vor Englands Macht mit der Hoffnung auf gütlichen Ausgleich so lange hinhalten lassen, bis die Boa constrictor sie umschlungen hatte, und sie erdrücken konnte. Kühn haben sie dem grossen Weltreich mit ihrem Ultimatum am 10. October den Handschuh hingeworfen, sind der Arglist des Feindes mit rechtzeitigem Losschlagen zuvorgekommen.

Noch immer giebt es Viele, die an der andauernden Widerstandskraft der Buren zweifeln. Dem gegenüber muss ich daran erinnern, dass beim Beginn des Kampfes das deutsche Militärwochenblatt, dessen Mitarbeiter doch in diesen Dingen ein Urtheil haben, die Heeresstärke der Buren auf 60,000 Mann schätzte, und zu deren Ueberwindung durch England wenigstens 150,000 Mann für nötig hielt. Jetzt haben die Buren 75,000 Mann; da braucht England also 188,000. Wo soll es die hernehmen? Was es bei seiner Wehrverfassung für diesen Krieg aufbringen kann, beläuft sich noch nicht auf die Hälfte. Kenner rechnen ihm 85,000 heraus. Dabei kommen seine Verstärkungen so einzeln auf dem Kriegsschauplatz an, dass sie entweder noch lange auf die Nachkommenden warten müssen, oder wenn sie dem immer weiter vordringenden Feinde bald entgegen geworfen werden, nur hilflos erliegen können. Jede weitere Niederlage entmutigt und entwertet die Genossen der Geschlagenen mehr, jeder Erfolg der Buren führt ihnen neue Helfer aus Natal und Kapland zu. Je länger desto mehr werden sie für England durch ihre Siege unüberwindlich. Ich halte es nicht für unmöglich, dass die brittische Weltmacht durch diesen Krieg, den sie so mutwillig gesucht hat, ganz Südafrika mit einem Male verliert.

In dieser Hoffnung können wir uns ja täuschen. Sollte sich aber England behaupten und die bisherigen Sieger wieder zurückdrängen: eine völlige Unterwerfung der Buren würden sie doch sicher nicht erreichen. Es verlautet auch schon, dass die englische Regierung bereit ist, die Selbstständigkeit der beiden Staaten, die für Transvaal eben erst so dreist angetastet werden sollte, den doch Unüberwindlichen zugestehen. Geschähe das, und müssten sich die Buren mit der Behauptung ihrer bisherigen Lage begnügen, so wäre die Sache nicht aus. In zehn oder zwanzig Jahren käme ein neuer Kampf. In den

würden die Buren bei ihrer raschen Volksvermehrung abermals mit gestärkten Kräften eintreten. Das würde sich wiederholen, bis ein letzter Kampf doch endlich das Ziel erreicht, ein freies Südafrika, frei von der englischen Fremdherrschaft. Denn die Zukunft Südafrikas gehört nicht der angelsächsischen Rasse, sondern den Buren, den Niederdeutschen. Darüber liesse sich viel sagen, wozu heut keine Zeit mehr ist. Nur ein widerwilliges Zeugnis aus einer englischen Feder will ich anführen, das in den Grenzboten vom 9. October 1884 abgedruckt worden ist. Danach äussert sich der Daily Telegraph also:

„Hätten wir nur mit den Eingebornen zu thun, so würden wir durch Entsendung von englischen Beamten und durch Ermutigung englischer Landwirte das grosse Südafrikanische Reich gründen können, für das Sir Bartle Frere so tapfer kämpfte, und von dem so viele träumten. Aber, wie die Sachen liegen, würden wir damit nur für die Holländer des Kaps, die uns nur halb mögen, und für die Buren des Transvaal und Natal's arbeiten, die uns verabscheuen. Beim Aufbau dieser Herrschaft hätten wir mit der einen Hand die kraftvollsten und zähesten Teutonen, und mit der andern die stattlichsten Wilden der Welt niederzuhalten.“ . . .

Also auf so schwachen Füßen steht das grosse Britische Reich in Südafrika! So wenig Vertrauen haben einsichtige Engländer zu ihrer hochberühten Colonisationskraft, die sich in dem Unionsgebiet von Nordamerika und in dem menschenleeren Australien so wohl bewährt hat! Ja, hätten sie in Afrika nur Rothhäute gefunden, die vor der europäischen Cultur zerschmelzen mussten, wie Butter an der Sonne, dann konnte das grosse Südafrikanische Reich der Engländer entstehen. Aber hier fanden sie „die stattlichsten Wilden der Welt“, die sie bei ihrer verfehlten Politik nur durch die blutigsten Kriege mühsam niederhalten können, und dazu gar noch die „kraftvollsten und zähesten Teutonen“. Diese haben allerdings den Kaffern den Herrn gezeigt, wie kein Andreer, haben ihnen eine Cultur gebracht, die nicht bloss im Gebraueh von Schiessgewehren zur bessern Betreibung ihrer blutgierigen Neigungen besteht, eine Cultur zwar, die weit zurücksteht hinter der vornehmen englischen Civilisation, die dafür aber eine sitigende Kraft zur allmählichen Hebung der rohen Gemüther bewiesen hat. — Warum aber dann nicht den Buren die Aufgabe überlassen, die sie besser leisten können? — Hören wir den Daily Telegraph weiter!

„Wohl dürfen wir vor solcher doppelten Schwierigkeit zurückschrecken. Aber fordert uns nicht die Humanität auf, die Eingebornen gegen die Buren zu schützen? Ja, und Pflicht und Ehre ebenfalls. . . . Wir müssen die Buren aus dem Betschuanenlande hinausjagen, und so — die grosse Strasse frei machen, die ins Innere von Afrika führt.“

Ja, ja, das ist des Pudels Kern: Die grosse Handelsstrasse für die englischen Kaufleute gewinnen, das fordert Pflicht und Ehre. Und dazu muss die Humanität vorgeschoben werden, dazu muss man die Eingebornen schützen vor den Buren und ihrer wirksamen Culturarbeit, damit die armen Kaffern sich ja in ungestörter Freiheit ihren wilden Fehden hingeben und ihrer heidnischen Vielweiberei freuen können, bis sie endlich doch einmal zur Massenvertilgung vor die englischen Magazingewehre gebracht werden, weil sie der grossen Handelsstrasse

durch das Innere im Wege stehn. — Das wollen wir uns gesagt sein lassen, wenn wir vor der Frage stehen: Wem gehört die Zukunft von Süd-Afrika?

Vor wenigen Jahren konnte es vielleicht scheinen, als würden die Engländer mit der Zeit die holländische Bevölkerung aufsaugen. So enthält die deutsche Rundschau vom 1. April 1895 einen lehrreichen Aufsatz, der dem „Genius des unermüdlichen Cecil Rhodes“ offene Bewunderung zollt. Darin kommen folgende Sätze vor:

„Die Buren haben im Geisteskampf mit ihm den Kürzeren gezogen, und werden es büßen müssen. Sie sind in einer verhängnisvollen Lage; vielfach wird ihr Untergang prophezeit. Die Britten sagen, sie hätten ihnen Bildung gebracht und Wohlstand und Cultur; sie verlangen Dankbarkeit von ihnen. Sind die Buren glücklicher geworden durch brittischen Gin und schottischen Whiskey, durch Heilsarmee und Frauenhäuser, durch Raub und Mord und Hazardspiel, so man früher nicht kannte? Ein hochtragisches Geschick hat die Buren herausgerissen aus patriarchalischer Einfachheit und Genügsamkeit, sie leiden an der neuen Cultur und kranken an ihr. . . . Immerhin wird sich der gesunde Sinn der Buren aus der Krankheit hindurchretten, und Jahrzehnte noch werden vergehen, ehe der starre niederdeutsche Bauernstolz und seine Eigenart und Sprache dem stolzen Albion weichen.“

So schreibt 1895 Albrecht Wirth, und an einer andern Stelle seines Aufsatzes entwirft er folgendes kurze Bild von dem Präsidenten Krüger:

„Krüger ist 1825 bei Colesberg in der nördlichen Colonie geboren, er machte die Züge der „Voortrecker“ mit, und war seit 1862 „General-Commandant und Mitglied des ausführenden Rates. Er ist „mächtig gebaut, sein Gesicht erinnert an den grollenden Löwen, „trotzige Bismarckaugen unter buschigen Brauen zeichnen ihn aus. „Ausserordentlich vorsichtig und schlau, ganz ein Mann nach dem „Herzen der Buren, hat er seinen Feinden lange Jahre viel zu schaffen „gemacht, bis er doch zuletzt dem weitausgreifenden Genie von Rhodes „unterlag.“

Ob er ihm wirklich unterlag? Wir haben es leicht, heut anders zu urteilen. Wirth konnte damals nicht vorhersehn, dass binnen weniger als Jahresfrist Cecil Rhodes dastehen würde als Anstifter eines misslungenen Gewaltstreiches, der ihn zum Banditengenossen machte. Paul Krüger, der ihn entlarvte, gewann ihm damit sofort Alles wieder ab, was er bei den Kapburen mit seiner fließenden Beredtsamkeit erreicht hatte zur Versöhnung mit England. „Blut ist dicker als Wasser.“ Die Blutsverwandschaft bindet da, wo Heldenblut im Freiheitskampfe fließt, viel fester, als alle verschwommenen Traumbilder von dem vorgepiegelten Segen eines grossen Afrikanderbundes. Und so sehen wir denn heute England bangen vor einer allgemeinen Erhebung der holländischen Bevölkerung gegen seine Fremdherrschaft. Mit Freude aber lesen wir in den Blättern den Brief des Generals Joubert, der schon vor dem Beginn des Kampfes am 1. October d. J. die Zuversicht auf gutes Gelingen überzeugend begründet.

England hat sich arg verrechnet, als es diesen Krieg heraufbeschwor. Wir wollen wünschen, dass es für seinen Uebermut nicht zu hart bestraft werden möge durch gleichzeitige Angriffe auf alle seine schwachen Punkte. Denn die Erhaltung seiner Grossmachtstellung müssen wir wünschen, wenn wir es aufrichtig meinen mit unserm Protestantismus. Aber eine Dämpfung seines hochfahrenden Uebermutes ist dem seegewaltigen Inselreiche wohl zu gönnen. Und wie wir im Jahre 1870 betend sangen:

O Herr, dein ist die Rache,
Herr Gott, verwirf uns nicht,
Lass uns in unsrer Sache
Jetzt üben dein Gericht!

so sehen wir auch heute die Hand des allmächtigen Weltenlenkers wirksam in den Thaten unsrer niederdeutschen Brüder in Afrika, erkennen mit frohem Herzen in ihnen die Werkzeuge seines Weltgerichts.

England ist zu Anfang unsers Jahrhunderts weit über Verdienst gepriesen worden als Hort der Freiheit, wo es doch nur seinem Vortheil nachjagte. Das ganze Festland Europas lag in den Banden des modernen Attila, und war bei jedem Versuche, die Ketten zu brechen, auf Englands Bundesgenossenschaft angewiesen. So waren wir nicht unparteiisch in dem damaligen Kampfe zwischen Frankreich und England, und schmückten in unsrer Vorstellung das selbstsüchtige Inselvolk mit dem Lorbeerkranz des hochherzigen Freiheitskämpfers. Unbefangener als unsre Väter konnte der schwedische Dichter Esaias Tegnér urtheilen in dem Gedichte vom Jahre 1805 „England und Frankreich“, einem Zwiegespräch zwischen den beiden Streitenden, voll treffender Urtheile auf beiden Seiten. Daraus will ich zunächst zwei Stellen mittheilen, die Frankreich in den Mund gelegt sind. Seine erste Antwort auf Englands Angriff lautet:

Strandet das Völkerrecht nicht, das geheiligte, an deiner Küste?

Strandrecht kennst du allein, darauf beruhet dein Staat:

Du steckst Welten in Brand, um strafflos plündern zu können;

Wie der verhungerte Hai streichet, dein Kiel übers Meer.

Wer dünkte dabei nicht daran, dass im Seekrieg noch heute das Kaperrecht gilt, weil sein Verbot durch das Völkerrecht immer wieder an Englands Widerspruch scheiterte.

Frankreichs dritte Rede lautet:

Frei ist das Meer, du schliessest es zu, als wär' es dein Packhaus;

Ja, und den Riegel im Sund brachst du, als wäre er dein.

Dem sei noch hinzugefügt, was England von sich selbst bekennt in seiner achten Rede:

Hör' mich, was streiten wir denn? Hat die Welt nicht genug
für uns beide?

Du wünschst Ehre und Macht, ich suche lieber Gewinn.

Weltfreimacher, doch Weltvorleger auch bin ich auf Erden;

Von den Aemtern fürwahr lass' ich das letzte zuletzt.

Freiheit erstreb' ich mit Eifer, da mein' ich die Freiheit des Handels,

Freiheit natürlich für mich, nicht für die andern zugleich.

Dafür biet' ich dir Frieden; wir teilen die Beute selbänder.

Dein sei das grünende Land, mein sei die blauende See.

Der Vorschlag wird natürlich abgewiesen, und das letzte Wort in Tegnér's Zwiegespräch behält Frankreich mit seiner zehnten Rede:

Wachtschiff, liege nur fest! Deines Ansehns Ankertau hält nicht,
Und das verlorene Wrack treibet in Wellen und Wind.

Der Himmel verhüte, dass die letzten Worte auch das letzte Wort des Weltgerichts werden. Aber in dem gegenwärtigen Kampfe gebe der gütige Himmel den wackeren Buren dauernden Erfolg und bis ans Ende gleich frohe Siege, wie vor 19 Jahren. Damals weckte die Begeisterung für den Freiheitskrieg auch eine reiche Fülle der Kampflieder. Ich kann nicht unterlassen, aus dieser burischen Kriegsliteratur Proben mitzutheilen. Zunächst vier Strophen aus einem Schlachtgesange, wie ich sie schon übersetzt in den Preussischen Jahrbüchern von 1881 finde:

Du bist uns eigen teures Land!
Es hat der Väter fleissige Hand
Die Wüste und die Wildnis dort
Gemacht zu einem trauten Ort.
Wir wollen es als freies Vaterland,
Als unser Erbteil, dieses schöne Land.

Und heiliger Boden ist's durch Väterblut,
Durch teurer Mütter Thränenflut,
Geweint aus tiefstem Herzensgrund.
Was wird aus uns zu dieser Stund?
Wir werden wie die Väter gehn
Und für die Republik einstehn.

Der Väter Erbteil ist kein Traum;
Tief wurzelt unser Freiheitsbaum,
Den fällt ihr nun und nimmermehr.
Er wächst zu einem Blättermeer,
Er wird nicht rasten und ermüden,
Bis er einst deckt Afrikas Süden.

Zerschmettert uns, wenn's euer Will!
Ihr habt die Macht — wer tot, ist still —
Macht nur zur Wüste unser Land,
Wie Natal einst, wie's ja bekannt.
Doch hütet euch, dass nicht einmal erwache
Für Landslawanas Mord die Rache.
Vom Joch befreit. — Für alle Zeit
Uns steht zur Seit Gott selbst im Streit.

Frommes Gottvertrauen spricht auch aus folgendem Bruchstück:

Gekostet hat's uns Heldenblut,
Doch England noch viel mehr.
Der Herr nahm uns in seine Hut,
Ihm geben wir die Ehr'.

Aus dem Volksjubelliede von S. F. Dutoit habe ich in einer meiner Quellen nur eine Strophe in holländischer Sprache gefunden, die ich deutsch wiedergeben will:

Weh hoch zu unserm hellen Glück,
Transvaalsche Freiheitsflagg'!
Es wich der Feind vor uns zurück,
Nun blinkt ein froher Tag.
Weh hoch ob unserm teuern Land,
Vierfarbges Banner weh!
Und Fluch der gottvergessnen Hand,
Die dich herabholt je!

Ja, möge unüberwunden Transvaals Banner über dem freien Lande wehen! Doch zieht — und damit will ich schliessen:

Doch zieht ins freie Burenland
Der Menschlichkeit zum Hohn
John Bull mit Lydditbomben ein,
Dann schlage Gottes Donner drein
Und geb' ihm seinen Lohn!

Dann greife jeder junge Bursch
Im ganzen Land zur Wehr!
Dann schlage, was nur schlagen kann!
In Gottes Namen drauf und dran!
Und werft John Bull ins Meer!

Und nehmt den ganzen Raub ihm ab
Bis an die blaue See!
Und über dem befreiten Land,
Getragen von Paul Krügers Hand,
Das Burenbanner weh!



Sebnitz, den 13. März 1900.

Seit der Abfassung des Vorstehenden sind vier Monate vergangen, und diese Zeit war reich an kriegerischen Ereignissen. Grossentheils haben sie die Vermutungen bestätigt, die beim Beginn des Krieges von den Freunden der Buren gehegt wurden. Die ausserordentliche kriegerische Tüchtigkeit, die das Burenvolk schon 1880 und 81 in seinem Freiheitskampfe bewiesen hat, wurde auch hier in einer Reihe von Kämpfen wieder glänzend bewährt. In gut gewählten Verteidigungsstellungen haben die Belagerer von Ladysmith drei gewaltige Angriffe des Entsatzheeres siegreich abgeschlagen, und dem Feinde dabei schwere Verluste beigebracht, gegen die der eigene Verlust wenig bedeutete. Leider wurden diese Siege nicht richtig ausgenutzt. Nachdrückliche Verfolgung des weichenden Feindes konnte mehr als einmal die Vernichtung des Entsatzheeres herbeiführen. Aber diese unterblieb. Unbelästigt liess man die wirren Knäuel der Besiegten über den angeschwollenen Tugelaffluss entkommen, und in geringer Entfernung vom Kampfplatz sich zu neuem Angriff sammeln und ordnen. Das liegt im Wesen der Miliz; ihr fehlt der Geist der Offensive. Nur in der Verteidigung liegt ihre Stärke.

Inzwischen hat England Truppen über Truppen nach Kapland befördert, und in Roberts und Kitchener zwei Heerführer geschickt, die nach den ersten Proben wirkliche Strategen zu sein scheinen. Mit geschickter Verschleierung ihrer Absichten haben sie es verstanden, auf dem westlichen Kriegsschauplatz an entscheidender Stelle mit unwiderstehlicher Uebermacht aufzutreten, Kimberley zu entsetzen, den eingeschlossenen Methuen zu befreien, und den populärsten Buren-general Kronje mit mehr als 3000 Buren gefangen zu nehmen. Dieser Erfolg hat die Erwartungen der Engländer mächtig gehoben, die Hoffnungen der deutschen Burenfreunde tief niedergeschlagen. Und er hat dahin geführt, dass alsbald auch die Belagerung von Ladysmith aufgehoben und dem General Buller der Weg dahin frei gegeben wurde. Denn nun droht vom westlichen Kriegsschauplatz her der Einfall der Feinde durch den Oranjefreistaat in Transvaal. Noch ist nicht abzusehen, ob die Weichenden vor Bloemfontein einen nachhaltigen Widerstand werden leisten können, oder ob sie erst in Transvaal die Verteidigung mit voller Kraft wieder aufnehmen werden.

Hatten die anfänglichen Siege der Buren ihre Freunde zu übertriebenen Hoffnungen verleitet, die bei mangelnder Offensive unerfüllbar waren, so haben die jetzigen Erfolge der Engländer in Deutschland vielfach eine Verzweiflung am guten Ausgang hervorgebracht, die ebenfalls über das rechte Mass hinausgeht. Das ist ja unbestreitbar: Eine Befreiung des Kaplandes von der englischen Fremdherrschaft durch den jetzigen Krieg ist so gut wie unmöglich geworden. Diese konnte nur geschehen, wenn die in der Verteidigung siegreichen Buren überall rechtzeitig zum Angriff vorgingen, wenn sie durch Ver-

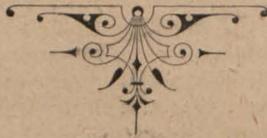
nichtung Bullers und Methuens das ganze Kapland zur einmütigen Erhebung ermutigten. Der verspätete Aufstand in Prieska und Kenhardt wird an der jetzigen Sachlage eben so wenig etwas ändern, wie die immer noch fortgesetzten Kämpfe bei Dordrecht. Der Hauptkampf ist jetzt der vor Bloemfontein, der wahrscheinlich bis Transvaal hinein fortgesetzt werden wird. Ob aber dieser Kampf, wie die Engländer hoffen, mit der völligen Unterjochung der Burenstaaten enden wird, das ist doch auch bei der jetzigen Sachlage noch sehr die Frage.

In der Verteidigung liegt die Kraft der Buren, und für diese giebt ihnen die Natur ihres Landes die besten Hilfsmittel. Um hier zu siegen, braucht England mindestens die vierfache Uebermacht. Hat doch der gefangene Kronje eine Woche lang einer acht- bis zehnfachen Uebermacht widerstanden, und in völliger Umzingelung erst dann die Waffen gestreckt, als er weder Nahrungsmittel noch Kriegsbedarf mehr hatte. Je weiter aber der englische Feldherr in Feindesland einrückt, desto schwieriger wird ihm die Verpflegung des Heeres, desto mehr Truppen braucht er für Deckung seiner Strassen. Mag der englische Minister die Kriegsmacht seines Landes auf 400,000 angeben! Darin ist Alles eingerechnet, was zur Miliz und zu den Freiwilligen gehört. Bei solcher Rechnung könnten wir z. B. wohl auch unsern Landsturm mitzählen. Eine Uebermacht, die das Burenvolk wirklich unterdrückt, wenn es zum Aeussersten entschlossen ist, wird England schwer aufbringen können.

Jedenfalls wird sich der Krieg noch sehr in die Länge ziehen. Vielleicht so sehr, dass England aus Sorge um seine Weltmachtstellung seiner müde wird, und den Burenstaaten die Unabhängigkeit gewährt, die es jetzt nicht zugestehen will. Vielleicht so lange, bis die grossen Mächte ihrer jetzigen Unthätigkeit müde werden. Wohl hat sich Frankreich jetzt mit seiner Weltausstellung die Hände gebunden. Aber in 8 Monaten hat es diese Rücksicht nicht mehr zu nehmen. Wohl hat der russische Kaiser erklärt, er wolle Englands jetzige Verlegenheit nicht zu seinem Vorteil ausnutzen. Aber solche Versicherungen werden nicht für ewige Zeiten gegeben. Und wer wäre mehr berufen, als Friedensvermittler einzugreifen, als der Einberufer der Haager Friedensconferenz? Je länger die Buren den Verteidigungskrieg aushalten, desto wahrscheinlicher wird das vermittelnde Eingreifen der andern Mächte. Auch die Union hat dem Kriege der Spanier gegen Kuba lange unthätig zugesehen. Als er ihr aber zu lange dauerte, da griff sie ein. Und die Kubaner waren doch Rebellen. Aber die Buren sind Verteidiger ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, und Englands Krieg gegen sie ist ein ruchloser Unterdrückungsversuch. Sollte ihnen da bei standhaftem Ausharren nicht auch ein Helfer erscheinen, der vielleicht nur ein mahnendes Wort nötig hätte, um Gehör zu finden? Dass Deutschland bei seinen kleinen Flottenanfängen dies mahnende Wort nicht sprechen kann, das versteht sich von selbst. Aber der Unwille über Englands Raubpolitik ist nicht auf Deutschland beschränkt; in Russland, Frankreich und Nordamerika herrscht er mit der gleichen elementaren Gewalt. Harren die Buren aus, dann ist ihre Sache noch nicht verloren.

Aber soeben berichten die Zeitungen, Paul Krüger habe über Brüssel nach Englands Friedensbedingungen angefragt. Ist die Nachricht wahr, so bedeutet sie nicht notwendig ein Ermatten des Widerstandes. Englands Antwort auf solche Anfrage kann nur von Neuem alle Welt und das bedrängte Burenvolk über die Absicht der Weltmacht aufklären, das freie Volk zu unterdrücken. Das kann das freiheitliebende Volk nur im Ausharren bestärken, während die grossen Mächte ihm die nochmals bekundete Friedensliebe als Verdienst anrechnen werden.

Die Zukunft kann Niemand vorhersagen. Möglich bleibt es immer, dass die Buren mit all ihrem standhaften Ausharren der englischen Weltmacht erliegen. Aber ob ihre Unterdrückung der letzte Spruch des Weltgerichts sein wird, das darf man billig bezweifeln, wenn man an die Gerechtigkeit der Weltgeschichte glaubt. Würden auch die Burenstaaten unterdrückt: das Burenvolk mit seiner gesunden Naturkraft lässt sich nicht ausrotten. Und es lässt sich mit Englands Herrschaft nicht versöhnen. Seine ruhmreiche Geschichte giebt ihm nationalen Halt, das Gedächtnis aller erlittenen Unbill den Antrieb zu neuer Erhebung. Und in zwanzig Jahren wird die deutsche Flagge nicht, wie heut, über kleinen Flottenanfängen wehen, sondern über einer achtungsgebietenden schirmenden Seemacht.



Deutsches Flottenlied.

Frei wie die Wogen rollen,
So weit die Wellen gehn,
Auf allen Meeren sollen
Die deutschen Farben wehn.
So weit der blaue Ocean
Dem Seemann beut die breite Bahn,
In allen Zonen wollen
Wir Deutschlands Flagge sehn.

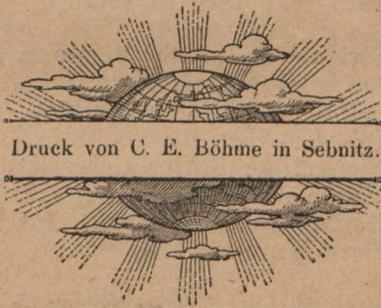
Frei wie die Wolken fliegen
Hin über jedes Land,
Soll unser Kiel sich wiegen
Zu jedem fernen Strand.
Der Deutschen Flotte starker Schutz
Biet' allen unsern Neidern Trutz,
Zum Schirmen oder Siegen
Nach West und Ost entsandt.

Frei wie die Stürme brausen
Auf wildbewegtem Meer,
Soll auf der See auch hausen
Des deutschen Reiches Wehr.
Nie soll der Britten Uebermut
Verschliessen uns die freie Flut.
Dort mag der Sturm uns zausen,
Doch Menschen nimmermehr.

Frei wie die Sterne kreisen
Am hohen Himmelszelt,
Soll jeder Seemann reisen
Auf blauem Wogenfeld.
Die See soll auch der Deutschen sein!
Und wer sie haben will allein,
Den lehre unser Eisen:
Die See ist unsre Welt.

O.





Druck von C. E. Böhme in Sebnitz.